

Text
Elke Buhr

0:00 / 8:53

Datum
17.09.2026

Museen

Nanette Snoep leitet seit 2019 das Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln. Nun wurde ihr Vertrag nicht verlängert. Hier spricht sie über ihre Versuche, das Haus zu öffnen und den Widerstand gegen Restitution und Dekolonisierung in Deutschland

Nanette Snoep, seit 2019 sind Sie Direktorin des Rautenstrauch-Joest-Museums in Köln. Ende dieses Jahres läuft Ihr Vertrag aus, die Stadt Köln hat ihn nicht verlängert. Was wollten Sie in der Zeit Ihrer Leitung erreichen?

Ich wollte vor allem ein offenes Haus, in dem viele unterschiedliche Gemeinschaften aus NRW und der Stadt Köln sich willkommen fühlen konnten. Die Communities sollten stärker teilhaben, und ich habe mir gewünscht, dass es für Menschen mit Rassismuserfahrung einfacher wird, das Museum zu betreten, mitzumachen und Vertrauen zu einer Institution zu fassen, die tief in der Kolonialzeit verankert ist. Ich wollte, dass diese Menschen auch selbst darüber bestimmen, was hier erzählt wird.

Und, hat es funktioniert?

Ganz zufrieden bin ich nie, die Aufgabe ist fast unmöglich. Aber man muss solche Utopien haben, sonst kommt man nicht weiter. Es gab aber durchaus Momente, in denen ich gedacht habe: Ja, hier funktioniert das. Das war in bestimmten Momenten mit unserer Ausstellung "Resist" oder bei der Eröffnung der Ausstellung "I Miss You" 2022. Ich würde hoffen, dass es mit der nun eröffnenden Ausstellung "Return" wieder und noch weitergehender gelingt.



Nanette Snoep, geboren 1971 in Utrecht, ist Anthropologin und Kulturmanagerin. Sie arbeitete unter anderem am Musée du quai Branly in Paris, 2019 übernahm sie das Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln als Direktorin. Da ihr Vertrag nicht verlängert wurde, scheidet sie Ende 2026 aus dem Amt

Snoeps letzte Ausstellung:

Wenn wir weiter zurückblicken: In der Ausstellung "I miss you", in der unter anderem über 90 Werke gezeigt wurden, die Ende des 19. Jahrhunderts vom königlichen Hof in Benin geraubt worden waren und von denen einige danach nach Nigeria restituiert wurden ...

... da sind viele Menschen aus der nigerianischen Gemeinschaft in Nordrhein-Westfalen gekommen und haben sich sehr wohlgefühlt. Oder bei bestimmten Events, die von postmigrantischen Organisationen organisiert wurden. Das sind Fragmente, und man kann sehen: Da ist Potenzial, das Museum neu zu denken. Aber es wird dauern. Solange die Strukturen so bleiben, wie sie heute sind, bin ich ehrlich gesagt pessimistisch.

Wo liegen die Schwierigkeiten?

Ich glaube, wir leben in einer Zeit des Übergangs. Museen – aber auch generell kulturelle Institutionen – erfinden sich gerade neu. Das sieht man an der neuen ICOM-Definition aus 2022, das sieht man bei den Biennalen, das hat man bei der Documenta Fifteen gesehen. Die letzten zehn Jahre waren eine unglaublich spannende Zeit für die Kunstszene und für die Museen. Aber die bestehenden Strukturen machen es schwer, und sie sind in ethnologischen Museen noch komplexer als in Kunstmuseen.

Inwiefern?

In Kunstmuseen ist man gewohnt, mit Künstlerinnen und Künstlern zu arbeiten, die unterschiedliche Perspektiven haben, sich einbringen wollen und das auch fordern. Als Museum muss man da zuhören und verhandeln. Die ethnologischen Museen dagegen hatten früher keine direkten Kritiker im Haus: Die ethnologischen Ausstellungen wurden in der Regel ohne die

"Return – Zwischen Vergangenheit und Zukunft entsteht ein anderer Ort",
Rautenstrauch-Joest-Museum,
Köln, bis 6.
Dezember 2026

Menschen gemacht, über die erzählt wurde – ohne, dass ihre Narrative gestört wurden. Sie konnten ihre eigenen Narrative erfinden und über sogenannte andere Kulturen sprechen. In Kunstmuseen sind alle daran gewöhnt, dass man nicht alles kontrollieren kann. Wenn man Künstler einlädt und Performances veranstaltet, können immer unvorhersehbare Dinge passieren. Ethnologische Museen sind sehr kontrolliert. Die Strukturen sind so fest, dass externe Akteure bis heute mehr illustrativ denn als aktive Partner eingeladen werden. Ich glaube im Übrigen nicht, dass sich Museen selbst dekolonisieren können. Als koloniale Institution können wir uns nicht selbst dekolonisieren. Wir können mitmachen, Raum geben, flexibel sein und insbesondere Macht abgeben.

Auf Ihre Versuche zur Öffnung des Museums gab es heftige Reaktionen. Ihr Vorgänger gab ein empörtes Interview und sagte, Wissenschaft werde durch aktivistische Tendenzen ausgebremst. Ihr Freundeskreis, die Museumsgesellschaft, wollte kein Geld mehr geben. Und auch im eigenen Haus gab es Widerstand, und ein Mediationsverfahren wurde angestrengt. Wie erklären Sie sich diese Reaktionen?

Ich denke, das ist die Angst, dass man etwas verliert. Sei es Macht, sei es ein Weltbild. Man hat in ethnologischen Museen sehr lange gedacht, dass man das Recht hat, die Kulturen im globalen Süden nach je eigenen Interessen darzustellen und für sie zu sprechen. Das Problem beginnt, wenn diese Form der Darstellung eine Einbahnstraße wird und wenn es keine Bereitschaft gibt, sich selbst infragezustellen. In meinem Umfeld gab es definitiv Angst vor einem veränderten Weltbild. Plötzlich kommen Menschen von außen in den geschützten Raum des Museums. Die Veränderungen sind unbequem, und ich als Direktorin stehe für diese Veränderung. Und man muss auch wissen, dass viele Menschen, die in Museen arbeiten, vor allem bewahren möchten. Konservatoren wollen

konservieren, nicht mit Menschen sprechen.

Was folgt daraus?

Ich sage oft: Museen sollen Orte der Konversation sein, nicht der Konservierung. Es ging darum, die Rede vom Dekolonisieren auch in die Praxis umzusetzen. Wenn man das tut, erntet man Widerstand. Die kulturelle Anthropologie an der Universität, sei es in Berlin oder hier in Köln, ist viel offener und selbstreflexiver.

Der Kölner Ethnologe Martin Zillinger hat in der "FAZ" geschrieben, die Nichtverlängerung Ihres Vertrags sei auch ein Symptom für die Veränderung des politischen Klimas in Deutschland. Glauben Sie das auch?

Ich denke, es hat auch nicht nur mit Deutschland zu tun. Das sieht man in Europa, man sieht es überall. Interessanterweise weniger in den Niederlanden, wo ich ja herkomme. Dort herrscht der Rechtspopulist Geert Wilders, aber gleichzeitig wird ohne Probleme weiter restituiert, mit großem Pragmatismus. In Deutschland gab es während "Black Lives Matter" eine große Begeisterung für Dekolonisierung, es gab eine Offenheit für das Experimentelle. Und jetzt geht man wieder rückwärts.

Aber glauben Sie, dass die Entwicklung wirklich zurückgedreht werden kann?

Ja, das denke ich. Man sieht das auch an den Reaktionen auf die finanzielle Krise. Die Einsparungen treffen die Kultur, die Initiativen von migrantischen Organisationen, sie treffen Gleichstellungsprojekte. Bénédicte Savoy hat in ihrem Buch "Afrikas Kampf um seine Kunst. Geschichte einer postkolonialen Niederlage" schön beschrieben, welche

Hindernisse der Restitution schon in den 1980er-Jahren entgegengebracht wurden. Restitution heißt ja im Übrigen auch nicht: Man schickt etwas zurück, Häkchen dran, Dekolonisierung ist gemacht. Es geht darum, wie man verhandelt, was man danach macht. Was bleibt davon? Und was bleibt von den Narrativen in ethnologischen Museen?

Ja, was bleibt?

Darum muss es gehen. Doch was gerade passiert, finde ich sehr gefährlich. Deswegen freut es mich, noch einmal hier in Köln eine Ausstellung machen zu dürfen, auch wenn sie unter schwierigen Bedingungen stattfindet. In

dieser Ausstellung gibt es keinen festen Weg, keine Vitrinen, keine klassische Museumsordnung. Es gibt multiple Narrative, die Grenzen werden durchlässig zwischen den Werken und für das, was Museen auf Distanz gehalten haben: Stimmen, Körper, Gesten, Erinnerungen und lebendige Praktiken. Eine Bühne, eine "Homefood-Kantine" und eine Werkstatt machen die Ausstellung zu einem Erfahrungsraum. So sehe ich die Zukunft von ethnologischen Museen.



Elke Buhr

Das könnte Sie auch interessieren
